



UTA-MARIA HEIM
TOSKANISCHE
BEICHTE

Kriminalroman

SPANNUNG

GMEINER



– Und?

– Nichts und. So kam ich auf Fischer. Hören Sie, sagte er, da gab es doch einen in Konstanz ... Das hat die damals wahnsinnig beschäftigt. Dieser Großvater war der Anführer der Bewegung des Erzengels Michael, einer, würde man heute sagen, globalen Kirche von unten. Darüber waren international Hunderttausende organisiert. Hunderttausende Katholiken! Sie müssen sich das mal vorstellen.

– Wann war das?

– Nach dem Zweiten Weltkrieg.

– Wieso hat man nie davon gehört?

– Dafür wurde alles getan.

– Weshalb hat diese Bewegung den Holocaust nicht verhindert?

– Das haben sie den Papst gefragt.

– Warum er ihn nicht verhindert hat? Und?

– Weiß nicht. Non lo so. Keine Ahnung. Ist auch egal. Dann hab ich diesen Fischer gegoogelt. Und wie durch ein Wunder kam ich auf die Seite einer südwestdeutschen Lokalzeitung. Da geht es um eine Sommerlochserie. Die läuft noch. Es dreht sich um eine Reihe unaufgeklärter Verbrechen. Da kam Fischer drin vor. Als Kind. Sozusagen mit Klarnamen. Justus F. Und es wurde gesagt, dieser Bruder von dem verschwundenen Kind sei heute Pfarrer in Konstanz. Das stand da.

– Halt. Das geht mir zu schnell. Das müssen Sie mir jetzt aber genauer erklären.

– Gehen Sie einfach ins Netz und schauen sich den Artikel an. Ich schicke Ihnen nachher den Link. Der Fall passt exakt in unser Schema. Es ist haargenau das, was wir brauchen, denn es dreht sich um Folgendes: Als Fischer sieben oder acht war, spielte er mit seiner kleinen Schwester an einem See, irgendwo im Schwarzwald. Kenne das Kaff nicht. Nie dort gewesen. Okay, sie spielen da, und irgendwann geht die Schwester verlustig.

– Hä?

– Ja. Sie ist weg. Und nirgendwo mehr aufgetaucht. Nie wieder. Bis heute nicht.

– Wie kann das sein? Das gibt es doch nicht. Mit DNA kann man alles aufklären. Wenn man welche hat. Wenn man welche findet.

– Ah, der Forensiker. Von der Schwester fehlt seit 1983 jede Spur. Ein Mann, der so etwas in der Kindheit erlebt hat, trägt Narben davon.

– Was für ein blöder Satz.

– In der Tat. Aber es ist so. Fischer ist verwundet. Und damit verwundbar. Und Wundern zugeneigt. Denn er hofft selber auf eines.

– Brauchen wir einen Gläubigen?

– Dieser Fischer ist Realist. Das Erste, was ich im Netz über ihn gefunden habe: Er ist Initiator der St. Katharinen-Stiftung, die Hunderten von Christen aus dem Nahen Osten wegen IS und Terror am Bodensee Asyl gewährt. Ich weiß nicht, wie die das hinbringen. Die holen und integrieren diese Leute quasi lautlos. Die Fakten habe ich ohne Mühe recherchiert. Aber kein Geplärr von wegen Probleme.

– Fischer fängt mir langsam an zu gefallen.

– Warum?

– Ich liebe Verdränger. Wetten, dass er den Lokalzeitungsartikel über sich und seine

Schwester nicht gelesen hat?

– Wette verloren. Hat er.

– Woher wissen Sie?

– Hat er. Wetten? Sagt aber nichts. Stottert. Kommen wir zur Sache: Sie und Fischer?

[Pause.]

– Könnte es nicht sein, dass uns einer über die Schulter schaut?

– Das ist mir scheißegal, Herr Dr. Müller. Mit Verlaub.

3. KAPITEL

Als die Glocke der Chiesa di Santo Stefano bimmelte, wachte Giulia Franca endlich auf. Sonntagmorgen. Das Kissen neben ihr war unberührt. Roberto hatte bei sich übernachtet. Sie fürchtete, dass sie verschlafen hatte, und dass er allein hinausgefahren war. Da fiel ihr ein, dass sie das Glockengeläut in ihrer Wohnung draußen in Marina eh nicht hören konnte. Sie hatte es auf ihrem Telefonino gespeichert, und als sie die Augen öffnete und der erste Dämmer durch die Lamellen kroch, sprang sie auf, machte Licht, deaktivierte den Weckruf und hüpfte ins Bad. Ein Blick in den Spiegel ließ keinen Zweifel daran, dass sie von Natur aus blond war. Und dass sie älter wurde. Ihre Konturen verschwammen, das Haar wurde grau und spröde, auf den Handrücken zeigten sich Altersflecken, sie hatte zugenommen. Der Bauch war nicht mehr so flach wie früher, der Busen weniger straff, der Po hing, und am rechten Fuß wuchs ein Hallux. Daneben litt sie in beiden Vorderfüßen unter einem Morton Syndrom, einer Nervenschwellung des Plantarnervs. Die gutartige Geschwulst führte mitunter zu heftigen Schmerzen. Der Nerv, der an der Fußsohle entlanglief und permanent dem Druck des gesamten Körpers und des benachbarten Mittelfußknochens ausgesetzt war, hatte sich aufgrund der Fehlbelastung durch Senk-Spreiz-Knickfüße entzündet. Das wurde nicht mehr besser, und machen konnte man eigentlich auch nichts. Giulia, die notorisch High Heels getragen hatte, war nur noch in Schlappen unterwegs, die spöttisch »Calzature tedesche« geheißen wurden.

Nicht alles, was störte und plagte, war somit den vergleichsweise späten Wechseljahren zuzuschreiben. Wobei die Schwindelanfälle immer irritierender wurden und die Hitzewallungen am meisten nervten. Seit Monaten blieb die Periode aus, vermutlich für immer. Das alles gehörte zu den Dingen, die man nicht ändern konnte. Giulia hatte nicht vor, sich damit die Laune zu vermiesen. Ihre hellblauen, braun gesprenkelten Augen sprühten vor Lebenslust, und tiefe Lachfalten zogen sich zum Jochbein. Sie war wach und bereit für ein Abenteuer. Ihr ganzer Körper strotzte vor Energie. Ihr fiel ein Gedanke von Spinoza ein: Freiheit bestehe nicht in der Fähigkeit zu wählen, sondern in der Fähigkeit, in Alleinheit gemäß seiner Natur zu handeln.

Rasch pinkelte sie, schlüpfte in ihre ausgebeulten Jeans, zog sich T-Shirt und Fleecejacke über und stopfte die Gummistiefel in eine Plastiktüte. Sie fischte nach ihren Flipflops und stürzte in der Küche einen Espresso hinunter. Als sie Marina di Santo Stefano am nördlichen Felskap der Halbinsel Monte Argentario Richtung Porto Santo Stefano verließ und die Serpentina hinüber zum Fischerhafen Porto del Valle fuhr, graute der Morgen. Nicht nur wegen einer gewissen Namenseitelkeit fuhr sie ein fast noch nagelneues Modell der »Giulia«, eine coupéartige Sportlimousine von Alfa Romeo mit einer äußerst effektiven Technik. Es ging um das philosophische Prinzip des Autodesigners Lorenzo Ramaciotti, das sie überzeugte: Das Design war sanft wie der Umriss einer Wolke; es gab keinesfalls preis, welche Kraft im Inneren verborgen war. Das erwies sich, zumal für

eine Frau, als identifikationsfördernd. Der Nachteil der neuen »Giulia« war, dass man damit fast nichts transportieren konnte. Deshalb fuhr Giulia, um Besorgungen zu machen, mit Robertos Sprinter und ließ die Namensvetterin in der Garage stehen, die sie extra für teures Geld gemietet hatte.

Die Panoramastraße schlängelte sich durch die braune Macchie, eine Gebüschformation aus Steineichen, Heideflächen, Ginstersträuchern und Zistrosen. Giulia gab Gas. Sie blickte hinunter auf zerklüftete Buchten und kleine Strände mit bizarren Felsen; der Weg führte an Wachtürmen und winzigen Inseln vorbei bergab in den Ort. Im Hafengelände fand Giulia einen illegalen Parkplatz, von dem sie wusste, dass er geduldet wurde. Die Sorge, dass die »Giulia« zerkratzt oder geklaut wurde, war nicht ganz von der Hand zu weisen – eingeschlagene Scheiben und zerstoche Reifen gehörten ebenfalls zum Risiko, mit dem man leben musste. Da Giulia es hasste, nicht zu wissen, in welchem Zustand sie die Karre wieder antreffen würde, ging sie meistens lieber zu Fuß. Fahrrad oder Motorino waren ihr zu gefährlich – in dem Punkt war sie komplett unitalienisch.

Roberto schmiss im Boot den Motor an. Die »Rita«, die manchmal Mucken hatte, reagierte prompt. Sie war nach Robertos Ex-Frau benannt, von der er sich schon vor 15 Jahren hatte scheiden lassen, und entsprechend wartungsbedürftig.

»Ciao Bellissima!«, rief er Giulia zu. »Amore. Ich hab schon Panini besorgt. Caffè?«

»Grazie, hab schon einen getrunken.« Sie sprang an Bord, umhalste und küsste ihn. Er wirkte zerknittert und schmeckte nach Salz. Giulia strich ihm durch die wuscheligen grauen Locken, die ihm noch feucht bis auf die Schultern fielen. Am Hinterkopf wurden sie dünn.

»Du siehst umwerfend gut aus«, sagte Roberto, der fast einen Kopf größer und kräftig war. Er fasste sie an den Schultern, hielt sie auf Armlänge von sich weg und strahlte. Für einen Mann, der auf die 60 zuing und immer noch gelegentlich rauchte, hatte er erstaunlich weiße und makellose Zähne. »Meine Giulia, du wirst mit jedem Tag schöner. Certo!«

»Ah, no.« Giulia legte den Kopf in den Nacken und lachte. Seit gut zwei Jahren war sie mit Roberto Colleoni, einem passionierten Koch und Gastwirt, zusammen, der am Ortsausgang von Marina direkt am Meer ein Ristorante betrieb, das »Da Roberto«, und dort in der Küche die Fische briet, die er selber fing. Sie betrachtete es als Fluch und Segen zugleich. Er war der Grund, weshalb sie weiter zwischen der Maremma und Florenz pendelte. Und sich weder durchringen konnte noch zwingen musste, eine Entscheidung zu fällen, die mit Mitte 50 längst anstand. Mit 25 war aus der Kunstgeschichts-, Germanistik- und Philosophiestudentin Julia Nast die Florentiner Zahnarztgattin Giulia Franca geworden. Nach 30 Jahren konnte sie nicht einfach nach Stuttgart zurück. Aber sie konnte auch nicht ewig *la Tedesca*, die Deutsche, bleiben. An Robertos Seite war sie im Dorf eine Fremde. Das tat ihr weh. Obwohl sie mitunter Heimweh hatte, das brannte wie ein Phantomschmerz, fühlte sie sich in der Toskana zugehörig, halbwegs beheimatet. Doch ihr Zuhause war immer noch in Florenz. Dort war ihre Familie, waren ihre Freunde. Dort war ihre Agentur, die Agenzia Azzurro Vacanze Verde, die Ferienwohnungen vermittelte, Toskana-Aufenthalte organisierte, Touristen bespaßte, Seminare bestritt. Das alles konnte sie auch über Internet erledigen. Allerdings arbeitete sie in Florenz nebenher für Carlo

Scarivari, einen Immobilienmakler, mit dem sie das Büro teilte. Es lag zentral in der Via Porta Rossa zwischen Via Calzaiuoli und Via Tornabuoni, auf halbem Weg zwischen Arno und Dom. Mitten in der Nacht hatte Carlo sie angerufen, weil er auf seinem Handy einen Anruf erhalten hatte, der für sie bestimmt gewesen war. Das Display zeigte eine deutsche Nummer, und der Mann sprach nur Deutsch und Englisch. Beides verstand Carlo immerhin mehr als mangelhaft, aber der Deutsche habe herumgedruckt. Obwohl er überaus verzweifelt gewirkt habe, konnte ihm Carlo nicht entlocken, um was es ging. Er gab Giulia die Nummer, und der Name kam ihr sogleich bekannt vor. Peter Müller. Einer ihrer Klienten. Als keiner sich meldete, sprach sie auf die Mailbox.

Das Licht war diesig, das Wasser glatt. Als sie die Küste verließen, ging über dem Tyrrhenischen Meer die Sonne auf. Mit Macht schob sich das orangefarbene Rund in den fahlen Morgenhimmel. Ein leiser Wind strich ihr durch die Locken und kitzelte Giulia am Ohr. Es roch nach Motoröl, Schiffsdiesel und Fisch.

»Worüber denkst du nach?«, fragte Roberto, fuhr sich durch die Haare und band sie zu einem Dutt zusammen. »Was quält dich? Jetzt sag schon. Dimmi, Amore.«

»Wir sollten mal wieder Spinoza lesen.« Giulia sah ihn an. »Wie findest du den: *Einzig der ist frei, der mit freier Zustimmung unter der Leitung der Vernunft lebt.*«

»Sì. Das lässt sich hören.« Roberto grinste. »Vor Gericht und auf hoher See allemal.«

Giulia verstand, worauf er anspielte. Er dachte an das Ökosystem der Weltmeere. Seit einigen Jahren organisierte er Pescaturismo. Er nahm interessierte Urlauber zum Fischfang mit und erklärte ihnen, wie sich der Stoffkreislauf regulierte und der Fischbestand langsam wieder erholte. Jahrelang war das Meer von gesetzlosen Fischern, den Pirati, rücksichtslos leergefischt worden. Dann verfolgten entschlossene Aktivisten eine radikale Idee. Vor der Küste wurden Betonwürfel mit Widerhaken versenkt, um die Schleppnetze der Pirati zu zerreißen. Viele Touristen kapierten nicht, warum vorher keine Gesetze griffen. Rettend war allein die Tat.

Unweit vom Ufer sicherte Roberto das Boot und warf die großmaschigen Treibnetze aus. Sie waren relativ instabil, hielten keine zu großen und fassten keine zu kleinen Fische und verhinderten, dass er durch den Beifang seinen Teil zur Überfischung beitrug. Giulia freute sich schon auf ihr Frühstück: Sie würden frische Panini mit rohem Fisch belegen, mit Olivenöl bestreichen und mit Rosmarin bestreuen. Dazu gab es Kaffee aus der Thermoskanne und Wasser.

Roberto, der mit den Netzen hantierte, sang eine Arie aus einer italienischen Oper, in der sehr viel Amore vorkam. Wie alle Italiener schrie er beim Singen.

Giulia blinzelte in die Sonne, die rasch an Kraft gewann. »Es wird wieder ein wunderbarer Tag werden. Wolkenlos und windstill.«

»Hoffentlich wird es nicht noch heißer«, erwiderte Roberto, der seine Nummer abrupt unterbrach. »Das Wasser in der Lagune ist schon wieder viel zu warm.«

Wie immer sprach Roberto mit einer leidenschaftlichen Emphase. Stets gestikuliert er, entwickelte dabei eine lebhaft Mimik; er drückte auf die Stimme und legte eine besondere gefühlsmäßige Betonung in einzelne Worte, als verkünde er Botschaften von größter Wichtigkeit. Giulia fand auch das typisch italienisch.

Genau zwei Jahre zuvor waren im Tyrrhenischen Meer innerhalb von drei Tagen